

Ulrich, Heiko

[Moser, Jakob. Dädalische Zunge: Lukrez als Übersetzer des Realen]

Graeco-Latina Brunensia. 2023, vol. 28, iss. 1, pp. 143-147

ISSN 1803-7402 (print); ISSN 2336-4424 (online)

Stable URL (DOI): <https://doi.org/10.5817/GLB2023-1-10>

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/digilib.78225>

License: [CC BY-SA 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)

Access Date: 16. 02. 2024

Version: 20230621

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

Moser, Jakob (2022). *Dädalische Zunge. Lukrez als Übersetzer des Realen*. (341 p.). Göttingen: V&R unipress. ISBN: 978-3-8471-1437-6.

Heiko Ullrich

Die vorliegende Studie stellt eine überarbeitete Fassung der Dissertation dar, mit der Jakob Moser im Jahr 2020 durch die Philosophische Fakultät der Universität Wien promoviert worden ist. Im Zentrum der Untersuchung steht, wie der Titel bereits zeigt, die vielfältige Transferleistung des Lukrez, der die epikureische Lehre in die Form eines Lehrgedichts gießt. Diese Leistung sieht Moser unter vier Aspekten, die jeweils von einem Verb ausgehen, das von Lukrez und seinen Zeitgenossen für die bewusste sprachliche Umsetzung komplexer Sachverhalte verwendet wird: Steht unter dem Stichwort *inlustrare* die Vermittlung von Wissen im Vordergrund, charakterisiert *deferre* in erster Linie die poetische Pionierleistung in einer konkreten historischen Situation; mit *imitari* wird die Funktion mimetischer und intertextueller Abhängigkeitsverhältnisse thematisiert, während *vertere* das Innovationspotenzial von Dichtung repräsentiert.

Gleichsam quer zu diesem Durchgang durch die einzelnen Aspekte der Transformation eines philosophischen Systems in ein poetisches Werk identifiziert Moser „den emphatisch und wiederholt beschworenen Zusammenhang von Physik und Poetik“ (p. 302) als zentrales Darstellungsprinzip des Lukrez, wenn dieser seine Metaphorik an den grundsätzlichen Glauben der Epikureer an die Unfehlbarkeit sinnlicher Erkenntnis rückbindet, die Aufgabe der Dichtung in der konsequenten Ersetzung mythologischer Geschichten durch naturphilosophische Inhalte sieht, die Entstehung von Sprache und Dichtung aus der Nachahmung der Natur heraus erklärt und sein eigenes Werk als Beweis für die Willensfreiheit und die kreative Zeugungskraft in einer materialistischen Welt begreift.

Zum Nachweis dieser These untersucht Moser unter dem Stichwort *inlustrare* zunächst die Lichtmetaphorik des Lehrgedichts, die zumal die Proömien sowie die wiederholte Formel *naturae species ratioque* prägt, untersucht dann die Wortgeschichte des für sein Kapitel zentralen Verbs *inlustrare* und geht von dort aus über zur Gegenüberstellung der ‚dunklen‘ Prosa Heraklits und der ‚klaren‘ Verse des Empedokles, die die Lichtmetaphorik mit der Gattungspoetik verbindet. Dazu verwendet Lukrez nach Mosers Ansicht zwei Strategien, die zum einen in der Darstellung Epikurs als eines epischen Heroen und zum anderen im Nachweis einer derjenigen historischen Stoffe grundsätzlich vergleichbaren Darstellbarkeit der Naturphilosophie besteht: Ausgangspunkt derselben ist in beiden Fällen die Analyse von Spuren, wobei atomare Vorgänge in erster Linie durch Analogieschlüsse aus dem Bereich der sichtbaren Phänomene im Wortsinn veranschaulicht werden.

Dass diese Entscheidung sich insbesondere in der Metaphorik des Lehrgedichts niederschlägt, zeigt Moser an der vitalistischen Metapher *semen*, die Lukrez zur Bezeichnung der Atome verwendet, während etwa Cicero einen eher technischen Terminus wie *individuum* bevorzugt: „Dabei unterstreicht er [sc. Lukrez] im Unterschied zu Cicero weniger Kleinheit und Unteilbarkeit der Atome als deren Ursprünglichkeit und Zeugungskraft“ (p. 67). Aus dieser vitalistischen Metaphorik heraus erklärt sich für Moser dann auch die im Proöm zum ersten Buch des Lehrgedichts vertretene Auffassung der Venus „als Verkörperung der Natur“ (p. 74), die „eine aktive und kreative *vis*“ verkörpere (p. 79). Eine einleuchtende Klärung des

Verhältnisses zwischen den im berühmten Gleichnis vom Honig und dem Wermut einander gegenübergestellten Funktionen von poetischem *lepos* und aufklärerischer *ratio* beschließt das erste Kapitel, wenn Moser erläutert, inwiefern bei Lukrez in Übereinstimmung mit der epikureischen Orthodoxie „der *lepos* eine sinnlich-bewegte und die *ratio* eine geistig ruhende Lust bewirkt“ (p. 85).

Das zweite unter der Überschrift des *deferre* stehende Kapitel beginnt mit einer gründlichen Aufarbeitung und übersichtlichen Darstellung der Forschung zur Ennius-Nachfolge des Lukrez; die im Zentrum auch von Mosers Überlegungen stehende Spannung zwischen der bewundernden Orientierung des eigenen Gedichts an der poetischen Pionierleistung des Vorgängers und der vehementen Ablehnung der dargestellten Inhalte etwa bei der Verarbeitung des Iphigeniemythos wird dabei auch an – teilweise sehr ausführlich zitierten (vgl. etwa pp. 92f.) – Textauszügen nachgewiesen. Die Auseinandersetzung mit dem ambivalenten und aus epikureischer Sicht zunächst einmal eher negativ besetzten *vates*-Begriff stellt dann mit Kalchas eine Figur aus dem Iphigeniemythos dem erneut positiv bewerteten Empedokles gegenüber und zeigt so, wie Lukrez das in dem Begriff angelegte Spannungsverhältnis zwischen religiöser Ver- und philosophischer Erklärung der Welt für seine Dichtung fruchtbar macht.

Die zentrale Kritik Lukrezens an Ennius bezieht sich bekanntlich auf dessen Selbstdarstellung als Wiedergeburt Homers: Hier zeigt Moser, wie entschieden Lukrez die bei Ennius positiv besetzten Motive der Traumvision, der Totenerscheinung und der pythagoreischen Seelenwanderungslehre einer Neubewertung zuführt und mit der Angst der Menschen vor dem Tod verbindet, von der der Epikureismus seine Anhänger ja dezidiert befreien will. In zwei weiteren Unterkapiteln spezifiziert Moser die Hintergründe von Lukrezens Kritik an der

Selbststilisierung des Ennius zum neuen Homer, indem er zum einen auf die Theorie der *simulacra* verweist, die „in erster Linie Ebenbilder der Dinge [sind], die uns einen Zugang zur *natura rerum* gewähren“, und erst „in zweiter Linie [...] Trugbilder“ bezeichnen (p. 116), was die Parallelität der Situation beider Dichter hervorhebt und die kritische Auseinandersetzung erneut auf das Inhaltliche konzentriert: „Während Ennius jedoch eine dunkle und schattenhafte Montage von Trugbildern herstellt, bastelt Lukrez in seinen *noctes serena*e an einer bewegten Abfolge von *simulacra* der wahren *natura rerum*“ (p. 121).

Zum anderen verweist Moser auf die über den Beleg eines Persiusscholions erschlossene Zwischenstufe, nach der die Seele Homers in den Körper eines Pfaus schlüpft, bevor sie sich in Ennius reinkarniert, auf die grundsätzliche Problematik der Metempsychose aus epikureischer Sicht: Die „fortlaufende Polemik“ Lukrezens gegen die Seelenwanderungslehre (p. 128), die insbesondere die Reinkarnation in tierische Körper für ihre Argumentation heranzieht, leitet zur grundsätzlichen Kritik des Epikureers an konkurrierenden Vorstellungen über, wobei insbesondere die Auffassung der Seele als „Körperzustand“ bzw. „Harmonie“ (p. 132) kritisiert und letztlich dadurch zurückgewiesen wird, dass der griechische Begriff in *De rerum natura* demonstrativ unübersetzt bleibt: „Die Übersetzbarkeit scheint für Lukrez nahezu ein notwendiges Kriterium für die wahre Lehre zu sein“ (p. 135).

Mit dem Thema der Übersetzung kehrt Moser zur Ennius-Nachfolge Lukrezens zurück, in deren Rahmen der Lehrdichter sich im Bereich des Kulturtransfers als zum Vorgänger komplementären Pionier inszeniert und dem historischen das philosophische Epos an die Seite stellt: „Die Romanisierung der griechischen Epik und Philosophie bewirkt eine Hellenisierung der römischen Kultur“ (p. 146). Dieser

Inszenierung als Nachfolger und Überwinder ihrer Vorbilder schließen sich noch nach Lukrez die augusteischen Dichter und auch der Lukrez-Nachfolger Manilius an, die sich in den Worten Mosers an dem „Spiel von Differenz und Wiederholung“ (p. 151) beteiligen, um sich – stets mit dem Habitus des Innovativen – in die Tradition der Aneignung griechischer Dichtung einzuschreiben.

Mit dem dritten Kapitel zum Aspekt von Mimesis und Nachahmung (*imitari*) wendet Moser sich der vieldiskutierten Quellenfrage zu; zunächst wird das Verhältnis, in das Lukrez sich zu seinem bewunderten Lehrer Epikur setzt, unter sechs Aspekten untersucht (prometheische Leistung Epikurs, Nachfolge in dessen Spuren, Verweigerung des ämulativen Wettstreits, Bewunderung der väterlichen Autorität, Anerkennung der innovatorischen Leistung, Beschreibung der eigenen Nachfolge durch die Bienenmetapher), von denen insbesondere der letzte wieder zum bekannten Gleichnis vom Honig und dem Wermut zurückführt (vgl. p. 170). Das Kapitel zur Quellenfrage referiert zunächst einmal ausführlich die Forschungsgeschichte, die äußerst übersichtlich dargestellt und nachvollziehbar bewertet wird, und stellt abschließend den Bezug zum vorangegangenen Unterkapitel her, wenn die Arbeitsweise Lukrezens treffend „als eine Umwandlung (*vertere*), die Epikurs *aurea dicta* schließlich [...] in Lukrez' *musaeum dulcemel* transformiert“ (p. 177), charakterisiert wird.

Eine wichtige Grundlage für die weiteren Überlegungen bietet dann die Unterscheidung zwischen der *imitatio naturae*, der *imitatio morum* und der *imitatio auctorum*, die im Hintergrund des Projekts steht, in das sich Lukrez mit seinem Lehrgedicht einschreibt: Mit der zumal in der römischen Rhetorik vertretenen Konzentration auf die *vis*, deren Verfechter sich einer als kleinlich und mechanisch verachteten wörtlichen Übersetzung *ad verbum* überlegen wissen und auf die Nachahmung der vom Original entfal-

teten Wirkung in neuen Kontexten abzielen, sieht Lukrez sich laut Moser noch stärker im Einklang als Epikur, der immerhin eine Überformung der aus der Natur hervorgegangenen Sprache durch die Konvention annehme, während Lukrez die Sprache „nahezu ausschließlich aus der Perspektive der natürlichen *vis*“ betrachte (p. 194).

Der Vergleich mit Quintilian, der die Notwendigkeit des *contendere* gegenüber dem reinen *sequi* betont und damit eine Gegenposition zu Lukrez einnimmt, wird von Moser durch den Hinweis auf das hyperbolische Lob Epikurs relativiert: Einem solchen Lehrmeister auch nur zu folgen erscheint als größere Leistung denn das schiere Übertreffen weniger profilierter Vorbilder (vgl. p. 204). Eine subversive Lesart gewinnt Moser auch dem Vergleich zwischen der Selbstbezeichnung Lukrezens als Schwalbe im Kontrast zu dem Schwan Epikur und der Berufung auf das Ideal des Schwanengesangs im Gegensatz zu dem des Kranichs ab (vgl. pp. 205–207), wobei er den Wohlklang als angestrebtes Ziel Lukrezens weniger im alexandrinisch-kallimacheischen *lepos* als in einer naturphilosophisch begründeten Vermeidung Lärm erzeugender ‚rauer‘ zugunsten runder und deshalb für das Ohr angenehmer Atome verortet.

Über die Analyse der in *De rerum natura* vertretenen Theorie einer Entstehung von Gesang und Dichtung durch die Nachahmung von Vogelstimmen gelangt Moser zum Postulat einer programmatischen Vielstimmigkeit im Lehrgedicht des Lukrez, das neben der Anrufung einer nach der maßgeblichen und auch von Lukrez geteilten Meinung Epikurs an menschlichen Belangen völlig uninteressierten Göttin mit der Beschreibung der athenischen Pest auch ein angesichts der grundsätzlichen Ausrichtung des Epikureismus überraschend pessimistisches Ende bietet: „Die Dissonanzen lassen sich zum Teil auf ein rhetorisches und literarisches Verfahren einer eklektischen *imitatio* zurückführen,

das in der Antike [...] üblich war. [...] Der Anti-Lukrez-in-Lukrez entpuppt sich auch als ein Epikur, Empedokles, Thukydidēs, Ennius, Homer usw. in Lukrez und lässt sich als Ausdruck einer *imitatio* verstehen, welche die Einzelstimmen der Stimme Epikurs zwar meist unterordnet, ohne sie aber völlig einer Harmonie zu unterwerfen“ (p. 227).

Im Zeichen der Verwandlung (*vertere*) steht das vierte und letzte Kapitel Mosers, das sich zunächst der Theorie einer noch relativ jungen Welt und dem daraus abgeleiteten Primat des naturphilosophischen gegenüber dem wenig in die Tiefe gehenden historischen Epos zuwendet, um diese Selbstpositionierung Lukrezens durch die Formel des nach Mosers Ansicht mediopassiv aufzufassenden *repertus sum* (p. 241) erneut mit der Darstellung Epikurs zu parallelisieren. In Lukrezens Interpretation der zivilisatorischen *reperta* gleichermaßen als Beschleuniger des Fortschritts in einer jungen wie auch als Initiatoren der Degeneration einer todgeweihten Welt sieht Moser dann in erster Linie das Bemühen um einen dramatischen Effekt: „Je düsterer Lukrez den Zustand der Welt und der Menschheit schildert, umso dringlicher erscheint sein eigenes *vertere* und umso heller leuchten die *praeclara reperta* seiner Dichtung, die dem Leser moralische Erneuerung versprechen“ (p. 247).

Unter der Überschrift „Übersetzung als Verwandlung“ (ebd.) wendet Moser sich dann einem grundlegenden Unterschied in der Auffassung von den Aufgaben der Übersetzung zu: Während sich die römischen Autoren seit Plautus und Terenz zu einer freien Anverwandlung der Vorlagen bekannt und mit Verachtung auf den reinen *interpres* herabgeschaut hätten, werde die Treue zum Original erst bei Hieronymus mit der Verehrung der Heiligen Schrift zum neuen Ideal, das bis heute die Vorstellung von einer gelungenen Übersetzung präge. Als derartige sklavische *interpretes* charakterisiert

Cicero mit dem Projekt der Übersetzung von Epikurs Lehre ins Lateinische befasste Zeitgenossen wie Amafinius, Catus und Rabirius; das (beinahe) völlige Schweigen des großen Redners und Staatsmannes über den wohl profiliertesten römischen epikureischen Schriftsteller seiner Zeit entspringe dabei dem Wunsch, sich selbst die Rolle eines Pioniers der lateinischen Philosophie zuzuschreiben – ein Wunsch, der auch Lukrez dazu verleite, die zeitgenössischen Kollegen in erster Linie als Konkurrenten zu sehen und sie ebenso totzuschweigen wie Cicero dies mit ihm selbst praktiziert (vgl. p. 272).

In den beiden letzten Unterkapiteln wendet Moser sich noch einmal dem Verhältnis zwischen Physik und Poetik zu, indem er die auch von Lukrez für seine Dichtung erhoffte Unsterblichkeit mit der für den Inhalt des Lehrgedichts zentralen Vergänglichkeit der Welt kontrastiert, ohne allerdings in diesem Fall zu einer überzeugenden Auflösung des Widerspruchs zu gelangen: „Paradoxerweise fordert er [sc. Lukrez] gerade aufgrund seiner Enthüllung der Sterblichkeit der Welt die Unsterblichkeit seines Werks“ (p. 281). Einen äußerst anregenden Gedankengang präsentiert Moser dagegen im letzten Unterkapitel, indem er die Theorie des *clinamen* in ihrer doppelten Funktion als Teil der Atomlehre und als Begründung des freien Willens mit der Entstehung der Dichtung verbindet: Während Cicero durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit, durch zufälliges Durcheinanderwerfen der Buchstaben eines Alphabets etwa die *Annales* des Ennius zu rekonstruieren, eine scharfe Ablehnung dieser Position vertritt, steht Varros Konzept einer doppelten *declinatio*, die Raum für bewusste Abweichungen des einzelnen Sprachbenutzers von der intersubjektiv verhandelten Norm lässt, Lukrez auch deshalb nahe, weil diesem Konzept eine quasi atomistische Auffassung der Sprache zugrunde liegt. Bedauerlicherweise bricht Moser seinen Gedankengang hier durch recht vage Formulierungen

ab, die eher Denkanstöße denn eine bis ins letzte durchdachte These bilden (vgl. p. 297).

Dass der Band durch eine sehr knappe, aber äußerst instruktive Zusammenfassung, ein angemessenes Literaturverzeichnis (das allerdings nicht alle in den Fußnoten genannten Titel umfasst) sowie das für den Verfasser ebenso obligatorische wie für den Leser unentbehrliche Stellenregister abgerundet wird, verstärkt den positiven Eindruck von einer Arbeit, die den Leser nicht nur dazu einlädt, eine komplexe und innovative These gedanklich nach- und mitzuvollziehen, sondern in viele für die Lukrezforschung wesentliche Diskussionen kundig einführt und so auch für die Lektüre durch einen weniger informierten Leser geeignet ist. Bedau-

erlich ist dabei lediglich, dass das Lektorat dem inhaltlichen (und sprachlichen) Niveau der Studie in keiner Form gerecht zu werden vermag: Das Buch wimmelt geradezu von Verschreibungen aller Art, die sich leider gerade auch in den lateinischen Textziten finden. Dem Verfasser selbst dagegen ist anzulasten, dass er bisweilen allzu leichten Herzens über ungeklärte Detailfragen hinweg zur Interpretation voranschreitet (vgl. etwa pp. 211f.); einer grundsätzlich positiven Bewertung der fast durchweg geglückten Verbindung aus philosophischer Ganzheitlichkeit und philologischer Gründlichkeit im Detail durch eine hoffentlich breite Leserschaft werden diese kleineren Monita jedoch vermutlich keinen Abbruch tun.

Dr. Heiko Ullrich / heiko.f.ullrich@web.de
Eggerten 42, 76646 Bruchsal, Germany



This work can be used in accordance with the Creative Commons BY-SA 4.0 International license terms and conditions (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>). This does not apply to works or elements (such as image or photographs) that are used in the work under a contractual license or exception or limitation to relevant rights.